

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

N^o 95.

(II. Jahrg.) Freitag, den 22. April.

1831.

Ueber den journalistischen Unfug unserer Zeit,
mit besondrer Rücksicht auf Nord-Deutschland, namentlich
auf Leipzig.

Dieser Unfug, der recht eigentliche Krebschaden unserer heutigen politischen wie belletristischen Literatur, hat gegenwärtig in Deutschland an Umfang, Frechheit und Schädlichkeit für die intellektuelle und selbst moralische Volksbildung, einen solchen Grad erreicht, daß es fürwahr längst Noth gethan hat, endlich einmal ein freies und kraftvolles Wort darüber öffentlich auszusprechen. Steuern können diesem Geist und Sitten verderbenden Uebel freilich nur die Regierungen, durch die schärfsten Mittel der Censur und Polizei. Denn Krebschaden, und zumal solche, die bereits dergestalt um sich gefressen haben, wie dieser, sind nicht mit Rosen-, sondern nur mit Scheidewasser, oder Ausschneiden und Ausbrennen, zu heilen. Man könnte nun zwar gegen die Behauptung von einer so großen Schädlichkeit schlechter Zeitschriften einwenden, daß sie dazu doch gar zu ephemere Produkte seien, und wirklich sind sie dieß Legtere auch, und zwar in der Maasse, daß ein Heute erschienenes Blatt von denen, die es Heute gelesen haben, Morgen schon wieder vergessen ist. Aber leider erscheinen nur eben mit jedem Morgen immer wieder welche, und noch dazu in immer ungeheurerer Anzahl, so daß man schon fast einen Tag dazu bedürfte, wenn man mit dem Lesen allein nur in unserm Leipzig allein, täglich erscheinenden Blätter fertig werden wollte. Die Zeit verschlingt also freilich die Zeitschriften, aber (wie bereits, unlängst erst, in No. 18. des Janus bemerkt wurde) die Zeitschriften verschlingen auch wieder die Zeit; ihrer Leser nämlich, die dadurch, und durch die noch hinzukommende Lectüre des ebenfalls täglich unermesslicher werdenden Wustes von schlechten Romanen, Erzählungen u. s. w., von dem, für die wahre Bildung des Geistes und Herzens so unerschöpflich fruchtbaren, Genuß und Studium unserer vaterländischen, und überhaupt aller, ältern wie

neuern Klassiker, völlig abgezogen werden. Und welche schaafe, geist- und geschmacklose Unterhaltung bringen dagegen, weil die meisten dieser zahllosen und sich noch stets wie die Blattläuse vermehrenden sogenannten Unterhaltungsbücher, welche eigentlich diesen Namen größtentheils nur davon führen, daß sie zum Unterhalt ihrer Herausgeber oder vielmehr, in spe, Einnahmer, zusammengeschmiert werden! Wie muß es in den Köpfen solcher Leser aussehen, die statt Homer's, Virgil's, Tasso's, Dante's, Cervante's, Voltaire's, Rousseau's, Shakespeare's, Klopstock's, Wieland's, Goethe's, Schiller's, Thümmel's, Herder's, Lichtenberg's, Jean Paul's, Schlegel's, Wiel's Werke u. s. w. zu studiren; sich blos mit der Lectüre Saphir'scher, Gleich'scher, Dettlinger'scher, Herloskohn'scher u. a. dergl. Blätter und opera, beschäftigen; „immerfort“ wie Goethe in seinem Faust sagt, „an diesem schaaften Zeuge kleben, in ihm nach Schätzen suchen und froh sind, wenn sie — Regenwürmer finden!“ — Wie sehr diese heillose Blätter-Schreiberei und Leserei unsere jungen Schriftsteller verdirbt, die ihren Geist blos von dem Schmelz dieser blättergebackenen Literatur nähren, und ihren eignen Blätterteig wieder auf eben diese Blätter, die ihnen der offenen Plage zur Verrichtung ihrer schreibseligen Nothdurft, so viele darbieten, „durch die Finger“ wie Lichtenberg gesagt hat, „lariren; das liegt längst ad nauseam usque am Tage!“ Und wie schmächtig hat uns dieses Blätterunwesen um alle die herrlichen Wirkungen gebracht, die sich von den Werken jener großen Dichter und Kunststrichter für die Fortbildung unsrer vaterländischen Literatur und des gesammten Geisteslebens der Nation, so erfreulichst hoffen ließen! Wodurch hauptsächlich ist unsre Literatur in neuerer Zeit zu einem solchen Augiasstall geworden, den selbst ein Herkules zu reinigen nicht mehr im Stande sein würde? Wodurch haben selbst die, noch wenigen, gediegensten unsrer kritischen Journale allen Einfluß auf die Fortbildung der Wissenschaft und Kunst in Deutschland verloren? Wodurch ist unsre Lesewelt und unser Theaterpubli-

kam so um alle Urtheils-, Unterscheidungs- und Vergleichungskraft gekommen, und in einen so tiefen Verfall des Geschmacks an Poesie und Kunst gerathen, daß es Schriftten und Recensionen der Stümper höher achtet als die der Meister; gehaltvolle Journale, wie z. B. den *Hermes*, wieder eingehen läßt, *Eudelblätter*: wie z. B. *Komet*, *Abendzeitung*, *Mitternachtsblatt*, *Originalien*, *Hebe*, dagegen unterstützen, und im Theater sich bei *Shakspear'schen* und *Schiller'schen* Tragödien langweilt und an *Pell'schen* und *Hottel'schen* Miserabilitäten erbaut? Wodurch endlich hat überhaupt die ächte Kritik jetzt so ganz ihr Ansehen und ihre Macht verloren, daß selbst der elendeste Pseudoschreiber ihre Autorität verspottet, ihre sonst so obligate Stimme von dem Geplärre der Region unwissender und geistloser Skribler, die in diesen zahllosen Blättern durch einander raisonniren, völlig übertäuben lassen, und wirkungslos zuschauen muß, wie selbst die trefflichsten neuesten Werke ungeschätzt, ja ungelesen, in dieser unermesslichen Sündfluth des literarischen Schosels untergehen! Wodurch ist dieses, unsre Literatur wie geistige und sittliche Volksbildung barbarisirende Uebel herbeigeführt worden, als durch diesen, immer gränzloser werdenden, journalistischen Unfug! der Hauptgrund dieses Unheils liegt in dem Umstand, daß jeder *Friedrich* und *Karl*, *Hinz* und *Kunz* in Deutschland, der nicht nur nicht studirt, sondern sich nicht einmal Studirens halber auf einer Universität aufgehalten hat; wegelaufene Stückknechte und Principale ambulanter Winkelsbühnen, jüdische Schneiderjungen, bankerottirte Kaufleute u. s. w. sich zu Redacteurs von Zeitschriften aufwerfen dürfen, die sie natürlich nicht aus wissenschaftlichem Sinn, sondern lediglich aus Hunger unternehmen, und, um keine Honorare zahlen zu dürfen, allen Quark darin abdrucken lassen, den sie, sich gern gedruckt sehenden, *Hinze* und *Kunze* ihnen gratis zu diesem Behuf einsenden. Die jetzigen politischen Zeitverhältnisse benutzen sie, (ebenfalls nur um ihren Hunger, durch effectlichen Absatz ihrer Zeitschriften zu stillen,) um sich bei den Schwachen im Lande, als „Männer des Volks“ und „Freisinnige Schriftsteller“ beliebt machen zu wollen. Aber der Pöbel, der ruhigen Bürgern die Fenster und Thüren ihrer Häuser einschlägt, ist auch freisinnig; und zu dem bloßen, ewigen Schreien nach Pressfreiheit, Constitution u. s. w. sind freilich keine wissenschaftlichen Kenntnisse, kein Geist, kein Talent und keine Urtheilskraft nöthig; wie schon *Schiller* in seinen *Kenien* sagte:

„Daß Verfassung sich überall bilde, wie sehr ist's zu wünschen!
Doch Ihr Schreiber, verheißt uns zu Verfassungen nicht!“

Auch in unserm Leipzig nimmt dieser Unfug immer mehr überhand. Man sehe nur die Uebersicht der hiesigen jetzigen Zeitschriften im *Janus* und die nur zu wohl verdiente Rüge in Nr. 86. der *Sachsenzeitung* der nichtswürdigen Schmähungen gegen unsre Herrn *Communrepräsentanten* im *Ermiten*, u. s. w.; das beste Mittel, diesem Unheil endlich Einhalt zu thun, wäre unstreitig,

wenn die Regierungen alle Zeitschriften untersagten, die von dergleichen untauglichen Subjecten redigirt werden. Mehr darüber in einer Schrift: „Ueber das heutige literarische Gesindel in Deutschland.“

„*Belial* und *Astarte*, oder: die Liebe der Teufel.“ Ein Sittengemälde des neun und funfzigsten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt (des zwei und zwanzigsten nach der christlichen Zeitrechnung). Nach dem Hölle-Original des diabolischen Gelehrten, *Rathbi Nimmone Taib*, deutsch bearbeitet von *F. Noth*. Leipzig, im Verlage des Literarischen Museums. 1831.

(Fortsetzung.)

Nachrichten über das „infernallische Hoftheater“ und das dortige Treiben fällen die ersten Capitel; es gibt hier Sangerinnen und Capellen — freilich trägt Alles die in's Schwarze schillernde Färbung der Hölle — Enthusiasmusanfälle des verdammten Publikums, verlegene Directoren, chicanirende Bühnenschönheiten, Theaterabaklen, Recensenten, Maliken, Alles wie droben auf unserer guten Erde; der Verfasser hat, unseres Bedünkens, damit ein glückliches Spiel der Ironie bezweckt, daß er just die Kleinlichkeiten, das hohle Geschrei des niedern und höhern Erdenlebens bis in die entlegenen, fabelhaften Grotten der Hölle hinüberkreischen läßt. Es ist auf Erden eine merkwürdige Erscheinung, daß die Leute ihren besten Wig am liebsten in Klüchen und Maliken ausströmen. In der Hölle scheint dieselbe Sitte zu herrschen, so wünscht man, wie Herr *Noth* uns lehrt, dort z. B. einen fatalen Gegenstand „zu allen Menschen“, was gleichbedeutend mit unserm: „zu allen Teufeln“ ist. Gleich eigenthümlich sind die Notizen über den Münzfuß der Hölle; der Verfasser berichtet uns (S. 32), daß die Advokaten-Seelen eine größere Münzsorte sind als die Wucherer-Seelen, „welche nur als Scheidemünzen gebraucht werden, und deren hundert Stück erst den vollen Werth einer Advokatenseele betragen, von welchen wieder fünf und siebenzig auf eine Ministerseele gerechnet werden.“ Nach den neuern wesentlichen Staatsveränderungen würde dieser Münzfuß vielleicht auch auf Erden eingeführt werden können. — Die Beschreibung des Doctor *Blüthenstaub* und des Lieutenants v. *Ring* (S. 51), welche eine Art von Charakter-Parallele bildet, ist mit vieler Laune und mit einer nicht geringen Beimischung wirklichen Wises durchgeführt. Bedauern müssen wir, daß dem Verfasser die kleine Unart anklebt, fast von allen Dingen immer auf Literatur und Journalistik zurückzukommen; wie geistreich auch oft seine Vergliederungen dieser Gegenstände sind, wie ergötzlich auch sein scharfer Wig Lügenbilder des Vorurtheils, Zammergestalten oder zu übertrieben herausgeputzte Parabassen der gegenwärtigen Literatur peitscht und umherkreist, so erlaubt er sich doch zuweilen arge Sprünge, um auf dieses Lieblingschema zurückzukommen, und entzieht dadurch

dem Buche hin und wieder namentlich den Reiz der Mannichfaltigkeit, die just recht toll und bunt um die beiden Teufelsgehaltnen fluten sollte. Die historisch-romantische Manier, wie sie unter den Händen einzelner Scottianer allmählig verfränkelt und verphilistirt, wird S. 61 treffend charakterisirt. Die „Ehre auf den Spiegel“ (S. 79) stellen wir bedeutend höher, als die „Schuhrede für den Carneval“ (S. 71); in der erstern ist wirklich eine Fülle fecker, oft an's Gemüthlich-Frivole streifender Lebenslust bemerkbar, besonders in der Vergleichung der Stuger und Schriftsteller (S. 84), aus welcher wir uns nicht enthalten können, eine kurze Stelle hier wiederzugeben.

„Beide (Schriftsteller und Stuger) rühmen sich des Umgangs mit Götinnen, und geben diese für die Triebfedern ihres Handelns und Wirkens aus. Beide sorgen für die Vervielfältigung ihres Ichs, jene ihres geistigen, diese ihres körperlichen, und Beide senden aus Bescheidenheit die Producte ihrer Kraft häufig anonym in die Welt, und hüllen ihre Waterschaft in eine Wolke. So breiten sie, unsichtbar wie die Gottheit, ihren Segen über die Welt aus.“ —

Die bald darauf folgende Vision vom deutschen Parnass ist, namentlich in Rücksicht des daselbst herrschenden Partionsgeistes, recht wacker angelegt, nur hätten wir diese Idee noch besser durchgeführt gewünscht, da sie just in ihrem besten Werden abbricht. Ludwig Tieck ist als Schutzpatron und Condottiere der siegenden und, gleich Batty's Mongolen, ganz Deutschland überschwemmenden Romantiker, Wolfgang Menzel gleichsam als deren oberster Fahnenträger und Portier des von ihnen besetzten Parnasses dargestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchlich = polemische Literatur.

Freimüthige Beleuchtung der „Freimüthigen Beleuchtung der Parität zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche in Sachsen, besonders in Dresden.“ Nebst actenmäßiger Darstellung der kirchlich = kirchlichen Verhältnisse in den königlich-sächsischen Erblanden und einer, auf amtlichen Nachrichten beruhenden Beilage, den gegenwärtigen Gesammtaufwand für den dasigen, katholischen Cultus betreffend. Motto: Diligite veritatem et pacem! Dresden, in Commission der Hilscherschen Buchhandlung. 1831.

Die unzähligen Angriffe und Schmähschriften, die protestantische Intoleranz gegen den Katholizismus in Sachsen in neuerer Zeit ergehen ließ, wurden bis jetzt nur durch eine Entgegnung des katholischen Hospredigers Kirpal, aber auch nur theilweise und unvollständig widerlegt. Der gemäßigte Ton jener kleinen Schrift feuerte die Gegner zu

neuen Operationen an, und bewog sie, feurige Bomben in das friedliche Gebiet der Kirche zu schleudern. Die oben angegebene, bei Hilscher erschienene, und nur einmal (vielleicht aus gewichtigen Ursachen) öffentlich angekündigte Schrift hat sich bemüht, actenmäßig jene Verläumdungen gegen Katholiken und katholische Geistlichkeit zu widerlegen, gibt juridische Beweise für die Unwahrheit jener Schmähungen und stößt gleichsam jene Polemiker mit der Nase auf ihre krassten Irrthümer, — eine Art der Ueberzeugung, die hier die beste ist. — Wir gedenken nicht, hier alle Punkte des Angriffs und der Widerlegung anzuführen, weisen auf die Schrift selbst hin und heben nur Einiges zur Würdigung hervor. — Ein allgemeines Klagegeschrei bejammerte nämlich seit mehreren Jahren den Uebertritt zahlreicher Protestanten in Sachsen zum katholischen Glauben. Nach einer genauen und zuverlässigen Uebersicht, die aus Acten gezogen, sind aber in dem Zeitraume vom 1ten April 1827 bis zum 31ten December 1830, also in vier Jahren in den verschiedenen Pfarren Sachsens sieben und zwanzig Katholiken zum protestantischen, dagegen aber nur zwölf Protestanten zum katholischen Glauben übergetreten. Dies ist begründete Thatsache, und es fragt sich demnach, auf welcher Seite die Proselytenmacherei größer gewesen? Was die Einwendung der heimlichen Uebertrete betrifft, so ist kein einziger Contraventionsfall von den protestantischen Consistorien angezeigt, was gewiß geschehen wäre, falls die Ursache dazu vorhanden. — Die meisten Angriffe waren gegen den Bischof in Dresden gerichtet, dem man so viel aufbürdete, daß, wäre nur die Hälfte wahr, zur Ertragung dieser Bürde ein Herkules gehört hätte. Ein Theil dieser Bürde war das Pallium, das, nach den Angaben der neuen, protestantischen Glaubenskämpfer, von dem jetzmaligen Bischof zu Dresden mit 30,000 Thalern an den päpstlichen Stuhl bezahlt werden mußte. Es ist aber nun begründet, daß dieß eine Lüge ist, — daß der Dresdner Bischof das Pallium nicht besitzt, — nach kirchenrechtlichen Principien die Möglichkeit gar nicht vorhanden ist, daß er es erhalten könne, da die Bedingung dazu fehlt. Denn nur derjenige Erzbischof oder ausnahmsweise derjenige Bischof kann diesen kirchlichen Schmuck erlangen, der in Besitze einer wirklichen Diocese, was bei dem angeführten Bischof aber gar nicht der Fall ist. Hätte er es, so wäre es seine Pflicht, daselbe bei kirchlichen Feiertlichkeiten zu tragen, was man aber nie gesehen, und es bleiben jetzt den eifrigen Gegnern nur noch eine Hausfuchung in der bischöflichen Wohnung übrig, um das Pallium nicht zu finden. — Auch werden in dieser Schrift noch denen die Augen geöffnet, die jämmerlicherweise, oder vielleicht hungerigerweise ihre Aufmerksamkeit auf den Inhalt der Gläser und Schüsseln der katholischen Geistlichkeit richteten; diese Herren werden aus der „Beleuchtung“ ersehen, daß die Fleischtöpfe Aegyptens und die Fluth des edlen Rebensafts, die sie aus der königlichen Küche auf den geistlichen Tisch versetzten, eigentlich nur in ihrer Idee existirte. — Schließlich findet der Leser noch eine actenmäßige Uebersicht des gegenwärtigen Ge-

sammtauswandes für den katholischen Cultus in den Königl. Sächs. Erblanden, der nur 34,453 Rthlr. 1 Gr. beträgt, wogegen die Gegner es sich angelegen sein ließen, eine Summe von 120,000 Thalern zusammen zu addiren, um gerechnet die extraordinären Zuschüsse. Es verdient bemerkt zu werden, daß der jetzige apostolische Vicar und Bischof gar keinen Gehalt dormalen bezieht. Seine frühere Besoldung erhielt derselbe lediglich als Reichsvater des höchstseligen Königs Friedrich August, die er nunmehr als ein, ihm auf Lebenszeit, kraft Testaments, vermachtes Legat erhält, das nicht aus Landesherrlichen Kassen, sondern aus der Privatschatulle des höchstseligen Königs fließt. — Der Vorwurf, der wegen der kostspieligen Kirchenmusik laut wurde, wird wohl am besten durch die Nachricht widerlegt, daß bereits von der katholisch-geistlichen Oberbehörde allerhöchsten Orts eine Trennung dieser Musik von dem Gottesdienste in Antrag gebracht worden ist, — da diese Musik, wie bekannt, größtentheils den Mitgliedern anderer Confessionen zum sonntäglichen Amüsement diene und deswegen die Kirche zum Ort gesellschaftlicher Zusammenkünfte und Besprechungen herabgewürdigt wurde. — Wohl zu wünschen wäre es, wenn die Gegner eines Glaubens endlich sich zum Frieden neigten, den ihnen ja doch auch ihre Kirche zur Pflicht macht; allein so lange man die Kanzel zu dem Orte profaniert, von dem das Wort der Andachtsamkeit herabgebonnert wird, wie dieß in einer protestantischen Kirche Dresdens öfter der Fall ist, wird dieser Wunsch wohl nicht in Erfüllung gehen. Wir schließen mit den Worten des geistreichen v. Ammon, den man spakhafter Weise schon öfter zum Jesuiten gemacht, und die folgendermaßen lauten: „Zweifeln muß ich, ob es recht und weise sei, die Kanzel, diesen Lehrstuhl der Wahrheit und des Friedens, in eine Schaubühne unnützer Controversen zu verwandeln; ich muß zweifeln, ob es zweckmäßig sei, dem Volke, welches nie tief in die Gründe der Wahrheit einbringt, die Schranken einer leidenschaftlichen und zu nichts führenden Polemik zu öffnen; ich muß zweifeln, ob Viele, die doch aufgeklärt und hoch erleuchtet sein wollen, sich immer deutlich erinnern, was denn eigentlich evangelisches Licht und evangelische Wahrheit sei.“

K.

Polen. Ein historisch-geographisches Taschenbuch für Reisende, Geschäftsmänner und Zeitungsleser von L. Freiherrn v. Zedlitz. Berlin, bei Duncker und Humblot. 1831.

Das Interesse, welches Polen momentan für uns Alle hat, gibt einer Menge von Flugschriften Entstehung, die sonst wohl schwerlich das Licht der Welt erblickt hätten. Hr. v. Zedlitz übergibt nun in dieser kleinen Schrift, auch wahrscheinlich nur in Bezug zu unserer auf Polen jetzt ge-

richteten Aufmerksamkeit eine aus guten Quellen im Fluge compilierte Uebersicht der Geschichte dieses Landes und besonders seiner Theilungen, nebst vielen statistischen Notizen über dessen Lage und Grenzen, Festungen, Städte, Einwohnerzahl etc. Obwohl nun der Inhalt besser geordnet und vollständiger ausgestattet sein könnte, indem nicht nur in der historischen Einleitung wichtige Momente, wie der Regierungsantritt des gellonischen Fürstenhauses, die Verdienste Sobieski's durch die Entsehung, das *librum veto*, der Länderverlust bei der letzten Vertheilung, gar nicht berührt, an die Bildungsanstalten Polens gar nicht gedacht, und das Verhältniß der Wasser- und Landbegrenzung mit den Nachbarstaaten, die Größe der in der letzten Zeit vollendeten Chaussees u. m. A. nur äußerst flüchtig behandelt, so werden doch Reisende insbesondere mit der genauen Angabe der Reiserouten und Postencourse sehr zufrieden sein, und die vielen einzelnen Städten beigegebenen historischen Notizen jeden Leser belehrend unterhalten. Das Büchlein führt zum Motto die bedeutungsvollen Worte eines alten unbekannten Dichters:

Reiche kommen und vergehen,
Nichts kann mit der Zeit bestehen;
Einer nur, der kann sie bändigen,
Der stets war, und nie wird end'gen.

J. J. C.

Bunte s.

Collisions- Anzeige.

Unter der Rubrik: „Journallesers einfältige Ausfälle“ preßt ein unglückseliger Mitarbeiter der „Originalien“ wiederholt an seiner Wigader, um das daraus gewonnene humoristische Wiener Tränkchen nach meinem Verleger, Herrn C. F. Hartmann, und nach mir zu entleeren. Den Verfasser jener Ausfälle kennt die Welt noch nicht; ich aber bin so glücklich, Deutschland mit dem Namen dieses Gewaltigen zu bereichern: er heißt *Eyfer* und ist der Wiedererfinder der bereits verloren gegangenen ungeheuren Ironie. Er ist — was vielleicht sonst Niemand glauben würde — auch Humorist, und hat selbst ernsthafte Leute zum Lachen gebracht, obgleich auf dieselbe Weise, wie einst ein hartzungiger Distelfresser jenen berühmten alten Grämeling, der bis her noch nie gelacht hatte, zum Lachen und zu der Bemerkung veranlaßte: „Rauhe Lefzen, rauher Salat!“ — Kann man von Herrn *Eyfer*'s Wigalate auf des Erstern Lefzen, und von den Lefzen auf seine Zukunft schließen, so ist er ebenfalls geborener, ja unwillkürlicher Spasmacher, und kein Willkadenker; der wird dessen etwas tölpische Sprünge übelnehmen. Da Deutschland jedoch jenes merkwürdigen Geschöpf, Herrn *Eyfer*, noch nicht kennt, so verspreche ich, mit der Zeit Commentare über dieses Naturspiel zu liefern und gelegentlich sogar dessen Biographie für eine neue Auflage von *Raff's Naturgeschichte* zu bearbeiten, was, zu Vermeidung von Collisionen, hiermit angezeigt wird. —

H. Meynert,
Redacteur des „Janus“ für Dresden.

Leipzig, bei C. F. Hartmann.